



FRIEDENS-
NOBELPREIS
2018

DENIS MUKWEGE

**MEINE STIMME
FÜR DAS LEBEN**

Die Autobiografie

BRUNNEN

DENIS MUKWEGE

MIT BERTHILD AKERLUND

MEINE STIMME
FÜR DAS LEBEN

Die Autobiografie

Friedensnobelpreis 2018

*Übersetzt aus dem Französischen von
Ulrich Probst und Heide Müller*

© der deutschen Ausgabe:
2018 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Lektorat: Konstanze von der Pahlen
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
ISBN Buch: 978-3-7655-0704-5
ISBN ebook: 978-3-7655-7532-7

PROLOG

Es geschah am frühen Abend des 25. Oktober 2012 bei Einbruch der Dunkelheit. Ich hielt mit dem Wagen vor dem Tor zu unserem Gehöft. Damals wohnten wir im Nordosten der Stadt Bukavu. Ich war gerade für 20 Minuten weg gewesen, um eine Kleinigkeit zu erledigen.

Ich drückte zweimal kurz auf die Hupe, um dem Wächter meine Ankunft anzukündigen. Doch statt des Tores öffnete sich die kleine Nebentür einen Spalt breit und der Kopf eines Mannes lugte heraus. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen und fragte mich, was er in unserem Hof zu suchen hatte.

Er sah in meine Richtung, dann verschwand sein Kopf wieder. Kurz darauf ging das Tor auf und ich erspähte die Umrise von fünf Männern, die auf mein Auto zuliefen. Innerhalb von Sekunden hatten sie sich zu mir ins Auto gedrängt, vier auf den Rücksitz und einer auf den Beifahrersitz. Das Ganze ging so schnell, dass ich keine Zeit hatte zu reagieren. Sie waren bewaffnet, aber mir war schnell klar, dass ich es hier nicht mit gewöhnlichen Banditen zu tun hatte. Sie wirkten diszipliniert und schienen genau zu wissen, was sie zu tun hatten. Wortlos, nur durch Gesten gaben sie mir zu verstehen, dass ich das Auto in den Hof fahren sollte.

Das Wohnhaus lag jetzt genau vor uns. Eine Flucht schien ausgeschlossen und mir kam der Gedanke, dass ich mich

selbst töten und sie mit in den Tod reißen könnte. Der Abstand zwischen dem Tor und dem Haus schien mir groß genug, um dem Aufprall genügend Wucht zu verleihen. Ich drückte das Gaspedal durch und der Motor heulte auf. In diesem Moment verlor der Mann neben mir seine Selbstbeherrschung. Er riss meine Hand vom Steuer und zwang mich, das Auto zum Stehen zu bringen. „Willst du uns alle umbringen?“, herrschte er mich an.

Das waren die einzigen Worte, die ich von ihm hören sollte, aber sie genügten, um mich zum Nachdenken zu bringen. Seine Reaktion ließ ihn auf einmal wie einen ganz normalen Menschen erscheinen und ich fragte mich, ob ich die Situation falsch eingeschätzt hatte. Vielleicht waren diese Männer gar nicht gekommen, um mich umzubringen, sondern wollten lediglich mein Auto stehlen.

Einer meiner Kollegen hatte vor Kurzem ein seltsames Erlebnis gehabt. Er lebte zwar nicht in Bukavu, sondern 200 Kilometer nördlich von uns in Goma, aber er war – genauso wie ich jetzt – von unbekanntem Männern angegriffen worden. Sie hatten ihn gezwungen, aus dem Auto zu steigen, dann hatten sie ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt und ihn wieder ins Auto gestoßen. Einer der Angreifer hatte sich ans Steuer gesetzt und sie waren zu einer längeren Fahrt aufgebrochen. Sie schienen kein bestimmtes Ziel zu haben, sondern fuhren einfach aufs Geratewohl drei Stunden lang durch die Gegend. Dann erhielten sie einen Anruf mit dem Befehl, ihn laufen zu lassen. Sie beendeten ihren gemeinsamen „Ausflug“, indem sie ihn auf einen Friedhof warfen. Mein Kollege war zwar erschöpft, aber ansonsten unverletzt. Der Sinn der ganzen Unternehmung hat sich ihm bis heute nicht erschlossen. Sein Auto hat er nie wiedergesehen.

An diese Geschichte erinnerte ich mich in dem Moment, als wir auf die Mauer zurasten. War ich dabei, mich umzu-

bringen und fünf andere Menschen mit in den Tod zu reißen, nur um einen einfachen Autodiebstahl zu verhindern? Blitzartig trat ich mit voller Kraft auf die Bremse und brachte das Auto einen knappen Meter vor der Hauswand zum Stehen. Ich wollte gerade aussteigen, um meinen Angreifern das Auto zu überlassen, als mein Beifahrer mir den Zündschlüssel entriß und zwei seiner Komplizen ihre Waffen auf mich richteten: Eine Pistole zielte auf mein Genick, eine Maschinenpistole auf meine Schläfe. Dann drehte mir der Pistolenmann den Arm auf den Rücken und zwang mich, aus dem Auto zu steigen. Sein Kollege mit der Maschinenpistole postierte sich neben mir.

In diesem Moment war mir klar, dass es sich hier nicht um einfache Autodiebe handelte. Was nun? Vielleicht konnte ich mich an ihnen vorbei ins Haus flüchten? Es war offensichtlich meine einzige Rückzugsmöglichkeit. Doch kaum hatte ich eine Bewegung in Richtung Haus angedeutet, stellte sich mir der Mann mit der Maschinenpistole in den Weg. Wir standen einander direkt gegenüber und er hielt seine Waffe nur wenige Zentimeter von meinem Körper entfernt. Sein Finger ruhte auf dem Abzug. Sein Blick und seine Körperhaltung ließen erkennen, dass er bereit war zu schießen. Er würde seinen Auftrag zu Ende bringen und mich vor meinem eigenen Haus niederstrecken.

Ich war überzeugt, dass mein letztes Stündchen geschlagen hatte. Doch in diesem Moment hörte ich laute Schreie. Jemand brüllte aus Leibeskräften. Es war Joseph Bizimana, genannt Jeff, unser Mann für alles. Er kam auf einmal hinter dem Haus hervorgerannt und warf sich mit emporgestreckten Armen auf meinen Angreifer.

Es war das Letzte, was er in dieser Welt tun sollte. Jedes Mal, wenn ich an diese Situation denke, überkommt mich ein tiefer Schmerz. Der Angreifer drehte sich zu ihm und gab

zwei Schüsse ab. Joseph wurde direkt ins Gesicht getroffen. Ich war so schockiert, dass ich zusammenbrach. Ein dritter Schuss – diesmal in den Rücken – tötete Jeff endgültig. Allerdings bekam ich das gar nicht mehr mit. Ich war bereits ohnmächtig.

An das, was folgte, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich muss wohl einige Minuten bewusstlos im Hof gelegen haben. Als ich wieder zu mir kam, stand ich so unter Schock, dass ich nicht verstand, was geschehen war. Mühsam stand ich auf und schleppte mich zum Haus. Meine beiden Töchter Lisa und Denise öffneten mir die Tür. Sie waren ebenfalls völlig verstört. Nachdem die Schüsse gefallen waren, dachten sie, ich sei tot und sie hätten ihren Vater verloren – und nun erschien ich plötzlich an der Haustür. Ich war zwar völlig durcheinander, aber ansonsten hatte ich nicht einmal einen Kratzer abbekommen. Meine Töchter verstanden genauso wenig wie ich, was passiert war, und schrien nur: „Runter! Weg von der Tür! Du musst auf den Boden, sonst werden sie weiter auf dich schießen.“

Dieses Attentat ereignete sich am Tag nach meiner Rückkehr von einer einwöchigen Europareise. Ich hatte bei einer wichtigen Konferenz in Genf einen Vortrag gehalten und war anschließend nach Brüssel gereist. Dort war ein neues Buch über sexuelle Gewalt im Osten des Kongo vorgestellt worden, an dem ich mitgearbeitet hatte.

Der größte Teil meiner Fernreisen beginnt und endet am internationalen Flughafen von Bujumbura, wo mich mein Mitarbeiter Ngabo abholt. Wenn ich morgens oder im Lauf des Tages ankomme, fahren wir direkt zurück nach Bukavu. Diesmal jedoch war ich mit einem Tagflug aus Brüssel gekommen und um 20 Uhr gelandet. In einem solchen Fall reserviere ich normalerweise ein Hotelzimmer in Bujumbura, aber diesmal hatte ich aus Sicherheitsgründen auf eine Reser-

vierung verzichtet. Niemand sollte wissen, dass ich die Absicht hatte, eine Nacht in Bujumbura zu verbringen. Es gab zwar keine konkreten Hinweise auf eine Bedrohung, aber ich hatte eine dunkle Vorahnung und wollte auf Nummer sicher gehen.

Leider gestaltete sich die Suche nach einem Zimmer an diesem Abend sehr schwierig. Alle Hotels waren ausgebucht. Ich dachte schon, mein Mitarbeiter, der inzwischen gekommen war, und ich müssten im Auto schlafen. Erst beim fünften Hotel gab es noch freie Zimmer. Inzwischen war es bereits nach 23 Uhr. Wir waren sehr hungrig und bestellten uns eine Mahlzeit aufs Zimmer. Während des Essens fiel der Strom aus. Nur einen Augenblick später klopfte jemand an unsere Tür. Wir erwarteten keinen Besuch. Mein Mitarbeiter ging zur Tür und fragte, wer da sei. Keine Antwort. Auch als er seine Frage wiederholte, blieb alles still. Wir riefen die Rezeption an und baten um eine Erklärung, doch dort hatte niemand etwas Ungewöhnliches bemerkt. Alles sei in bester Ordnung, sagte man uns. Kein Grund zur Beunruhigung.

Einige Minuten später kam ein Mann zu uns und erklärte, er sei die Person gewesen, die in der Dunkelheit an unsere Tür geklopft habe. Er habe uns die Quittung für die bezahlte Hotelrechnung bringen wollen. Das erschien uns sehr merkwürdig, denn wir hatten noch gar nicht bezahlt.

In dieser Nacht fand ich keinen Schlaf mehr. Ich hatte gute Gründe, auf der Hut zu sein. Einen Monat zuvor hatte ich auf Einladung des britischen Außenministers Wilhelm Hague eine Rede vor der UNO gehalten. Großbritannien sollte die G8-Präsidenschaft übernehmen und wollte das Thema „Sexuelle Gewalt“ auf die Tagesordnung bringen. Ich war wieder einmal als Experte zu diesem Thema gehört worden und hatte die Gelegenheit genutzt, auf die Ursachen für die Probleme in den Kivu-Provinzen hinzuweisen. Darüber hinaus

hatte ich meine Gedanken in einem Buch veröffentlicht¹. Ich war mir dessen bewusst, dass ich mit meinen Aussagen Kräfte herausgefordert hatte, die den Weg der Gewalt gewählt hatten und bereit waren, ihn bis zum Ende zu gehen. Ungefähr ein Jahr zuvor hatte man mich schon einmal bedroht. Damals war ich gezwungen gewesen nachzugeben. Hatte ich mit meinen offenen Worten die alten Dämonen wieder aufgeweckt?

Mit dem Auto dauert die Reise von Bujumbura nach Bukavu ungefähr zwei Stunden. Die Strecke ist 135 Kilometer lang und führt über zwei Landesgrenzen. Mein Mitarbeiter und ich hatten geplant, um 7 Uhr morgens loszufahren, verschoben die Abfahrt aber um eine Stunde. Wir hatten immer noch Angst und wollten warten, bis auf den Straßen mehr Verkehr herrschte. Schließlich brachen wir auf. Im letzten Abschnitt der Reise, die durch Ruanda führt, konnten wir zwischen zwei verschiedenen Strecken wählen. Wir nahmen die Route, die ich sonst nur selten benutze. Sollte ein Hinterhalt geplant sein, dann wäre er hoffentlich an der falschen Stelle.

Zurück in Bukavu brachte ich meine Ängste dadurch zum Schweigen, dass ich mich sofort in die Arbeit stürzte. Wir fuhren direkt zum Krankenhaus. Es war Donnerstag – Sprechstundentag – und zahlreiche Patienten warteten bereits vor der Tür. Gegen 15 Uhr rief mich meine Frau Madeleine an und bat mich, nach Hause zu kommen. Sie erinnerte mich daran, dass ich eine ganze Woche weg gewesen war und auch an meine Familie denken solle. „Ich bin so gut wie fertig“, antwortete ich. „Gleich mache ich mich auf den Heimweg.“

Eine halbe Stunde später verließ ich das Krankenhaus. Unterwegs schaute ich noch kurz bei meiner Mutter vorbei und

¹ L'homme qui répare les femmes, Colette Braeckman, GRIP/AndréVersaille éditeur, 2012

fuhr dann nach Hause. Dort tauschte ich mich mit meiner Frau aus und fragte meine Töchter nach den Neuigkeiten der letzten Woche. Das Innere unseres Hauses war frisch gestrichen worden und angesichts des Gestanks zog ich es vor, das Abendessen im Hof einzunehmen. Madeleine war damit beschäftigt, sich schön zu machen, denn sie war zur Hochzeitsfeier einer Freundin eingeladen.

Gegen halb sechs kam ein leitender Mitarbeiter der Krankenhausverwaltung vorbei. Er bereitete sich auf eine Reise vor und wollte vorher noch einige Dinge abklären. Er setzte sich zu mir in den Hof und wir besprachen seine Anliegen. Als wir fertig waren, sagte Madeleine, sie müsse jetzt gehen, und da der Mitarbeiter auch zur Hochzeit eingeladen war, machten sie sich gemeinsam auf den Weg.

Wenige Minuten später klopfen zwei Frauen an unser Tor, eine Mutter mit ihrer Tochter, und baten um eine Unterredung. Es kommt immer wieder vor, dass Patienten mich zu Hause aufsuchen. Wenn es mir möglich ist, nehme ich mir Zeit für sie. Es wurde bereits dunkel und die Luft kühlte ab, deshalb schlug ich vor, ins Haus zu gehen. Nach 15 Minuten Konsultation bat ich sie, sich auf den Heimweg zu machen. Ich war sehr müde, denn ich hatte die Nacht zuvor nicht geschlafen und musste mich dringend ausruhen. Die Ältere zeigte mir ihren Fuß, der stark angeschwollen war, und sagte, das Gehen falle ihr schwer. Ob ich sie und ihre Tochter zum Molamba-Platz fahren könne; von dort aus würden sie ein Taxi oder einen Bus nehmen. Die Fahrt würde nur ein paar Minuten in Anspruch nehmen, denn der Molamba-Platz liegt nur ein oder zwei Kilometer entfernt. Also stiegen wir ins Auto und fuhren los.

Während dieser kurzen Abwesenheit kamen die fünf Angreifer zu unserem Gehöft. Vermutlich kletterte einer über die Mauer und machte den anderen die Tür auf. Dann trenn-

ten sie sich. Zwei von ihnen gingen ins Haus, wo sich meine Töchter mit einer Freundin gerade etwas zum Abendessen machen wollten. Die beiden Bewaffneten befahlen den Mädchen, sich auf den Boden zu setzen, und nahmen ihnen die Handys ab. Sollten die Mädchen versuchen, um Hilfe zu rufen oder sonstwie auf sich aufmerksam zu machen, würde man sie sofort erschießen. Blieben sie dagegen ruhig, würde ihnen nichts passieren.

Die beiden die Angreifer setzten sich schweigend aufs Sofa und beobachteten die Mädchen. Einer hatte seine Maschinenpistole auf dem Schoß liegen. Die Männer konnten nicht wissen, wie lange ich weg sein würde, ließen jedoch keinerlei Anzeichen von Stress oder Nervosität erkennen. In aller Ruhe warteten sie auf meine Rückkehr.

Wie viele andere Familien im Kongo haben wir einige Angestellte. Während meiner Abwesenheit waren meine Mädchen also nicht allein. Joseph, unser Nachtwächter und zwei Freunde der beiden befanden sich ebenfalls auf unserem Gehöft. Als ich wegfuhr, unterhielten sich die vier im kleinen Wachhäuschen neben dem Tor. Während die ersten beiden Angreifer ins Haus eindringen und meine Töchter und ihre Freundin bedrohten, fesselten die anderen drei unsere Angestellten und ihre Freunde und hielten sie mit ihren Waffen in Schach. Als ich vor dem Tor hupte, verließen die Angreifer das Wohnzimmer und das Wachhäuschen, öffneten das Tor und stürzten sich auf meinen Wagen. Währenddessen konnte Joseph sich befreien und heimlich das Wachhäuschen verlassen.

In dem Moment, als ich vor dem Wagen stand und mein Angreifer mit der Maschinenpistole auf mich zielte, rannte Joseph hinter das Haus und begann zu schreien, um die Nachbarn zu alarmieren. Dann lief er wieder nach vorne und warf sich auf meinen Angreifer, um ihn niederzuringen. Es sollte ihn das Leben kosten.

Nachdem die Angreifer mit meinem Auto geflohen waren, nahm meine jüngere Tochter mich an der Hand, führte mich in ihr Zimmer und half mir, mich hinzulegen. Ich schwitzte, zitterte und verstand nicht im Geringsten, was mir soeben widerfahren war. In meinem Kopf ging alles durcheinander. „Ruh dich aus“, sagte meine Tochter. Schließlich schlief ich ein.

Als ich Stimmen im Hof hörte, wachte ich wieder auf. Jemand erwähnte Josephs Namen. Wie in einem Film sah ich die Szenen, die ich erlebt hatte, in kurzen Sequenzen vor meinem inneren Auge ablaufen. Ich fuhr auf und konnte nur an Joseph denken. Ich musste hinaus in den Hof und sehen, wie es ihm ging. Bestimmt war er ernsthaft verletzt, aber dass er tot sein sollte, das konnte ich mir nicht vorstellen. Vielleicht war noch ein Fünkchen Leben in ihm. Vielleicht konnte man ihn noch retten. Ich hatte derartige Situationen im Krankenhaus schon öfter erlebt. Einmal lag eine Frau auf meinem Operationstisch, die so schwer verletzt war, dass alle sie aufgegeben hatten. Obwohl ich mit ihrem Tod rechnete, operierte ich sie – das ist meine ärztliche Pflicht. Und siehe da: Das Leben weigerte sich, sie zu verlassen, und sie erholte sich wieder. Ich habe daraus gelernt, dass es nie zu spät ist zu helfen.

Ich verließ Denises Zimmer, doch als ich die Haustür öffnen wollte, traten meine Töchter mir weinend in den Weg und baten mich, nicht hinauszugehen. „Sie werden dich töten“, klagten sie, doch ich ließ mich nicht aufhalten. Draußen sah ich meinen Schwager. Er wohnt zusammen mit meiner Schwiegermutter im Nachbarhaus und war gekommen, als er Josephs Schreie und die Schüsse gehört hatte.

„Sie haben Jeff getötet“, sagte er mit leiser Stimme, „sie haben Jeff getötet.“ Ich drehte mich um und sah Joseph auf der Erde liegen. Er lag auf der Seite und blutete aus dem Rücken. Mir wurde klar, dass er von einer dritten Kugel getroffen worden war, die ich nicht mehr mitbekommen hatte.

Es muss um diese Zeit gewesen sein, als meine Frau Madeleine mitten in der Trauerzeremonie einen rätselhaften Anruf bekam. Eine unbekannte Stimme sagte zu ihr: „Du solltest nach Hause gehen. Es gibt dort Probleme.“ Madeleine befürchtete, dass ein Feuer ausgebrochen sei, und machte sich sofort auf den Weg. Bis heute weiß sie nicht, wer sie damals angerufen hat.

Meine Frau war schon fast zu Hause, als sie am Straßenrand eine Bekannte entdeckte. Sie hielt das Auto an und fragte, ob sie wisse, was passiert sei, bekam aber keine Antwort. Auch bei der zweiten Nachfrage erntete sie nur Schweigen. Inzwischen hatte sich eine kleine Gruppe um die beiden geschart und die Leute gaben hier und da ein paar Brocken von sich. Jemand sagte: „Bei dir zu Hause wurde jemand ermordet.“ Madeleine fing an zu weinen und bat um weitere Einzelheiten. „Ist es mein Mann?“, schluchzte sie. Wieder entstand eine peinliche Stille. Schließlich legte sie den Gang ein und fuhr weiter.

Als sie zu Hause ankam, stand das Tor zu unserem Hof weit offen und Soldaten der UNO patrouillierten vor dem Haus. Jetzt war Madeleine vollends überzeugt, dass man mich ermordet hatte, und fing laut an zu klagen, wie das in der afrikanischen Kultur üblich ist. Man kann sich ihre Überraschung vorstellen, als sie das Haus betrat und mich im Wohnzimmer auf dem Sofa sitzen sah. Sie warf sich mir in die Arme und weinte: „Ich habe geglaubt, du seist tot.“

Wer waren die Männer, die uns angegriffen hatten – oder vielmehr: Wer hatte sie geschickt? Natürlich gibt es Verdächtige; ich habe verschiedene Möglichkeiten in Betracht gezogen, aber erfahren werde ich es wohl nie. Auf jeden Fall weiß ich, dass sich meine Angreifer sehr sicher fühlten. Es war, als wüssten sie, dass man sie beschützen würde.

Unser Haus liegt in einer gut bewachten Umgebung. Bis

zur Basis der UN-Friedenstruppen sind es nur 50 Meter. Die nächste Polizeiwache ist 200 Meter entfernt und nicht weit von unserem Haus befindet sich ein gut besuchtes Gartenrestaurant. Für unsere Angreifer war das Risiko, entdeckt zu werden, sehr hoch, besonders als sie vor der Mauer standen. Jemand hätte sich fragen können, was sie dort zu suchen hatten, umso mehr, als einer von ihnen mit einer Maschinenpistole bewaffnet war. Jeden Moment hätte ein offizielles Fahrzeug vorbeifahren können. Man hätte sie beim Überqueren der Mauer beobachten und Alarm schlagen können.

Hatte sie jemand direkt vor unserem Haus abgesetzt? Hatten sie einen Moment lang die Straße gesperrt, um ungestört in unser Gehöft zu gelangen? Ähnliche Fragen stellen sich in Bezug auf ihre Flucht. Als sie mit meinem Auto aus dem Hof fuhren, haben sie da einfach den Rückwärtsgang eingelegt und sind mit voller Geschwindigkeit auf die Straße gefahren, obwohl sie mit einem anderen Fahrzeug hätten zusammenstoßen können? Hatten sie Komplizen, die die Straße sperrten, sodass gar kein anderes Auto hätte vorbeifahren können?

Die Angreifer waren nicht maskiert. Ich habe sie gesehen, wenn auch nur kurz. Meine Töchter mussten sogar längere Zeit vor zwei Bandenmitgliedern sitzen bleiben. Diese Momente des Schreckens werden für immer in ihr Gedächtnis eingegraben bleiben, und damit auch die Gesichter ihrer Angreifer. Ich glaube kaum, dass sie aus unserer Gegend stammen. Vielleicht aus einem anderen Teil des Kongo oder aus einem Nachbarland. Sie unterhielten sich auf Suaheli, einer der Sprachen, die man im Ostkongo spricht. Aber das muss nicht bedeuten, dass Suaheli ihre Muttersprache ist. Sie haben nur wenige Worte gewechselt – wohl damit man nicht heraushören konnte, woher sie stammten.

Man hat ihre Spur wenige Kilometer von unserem Haus

entfernt verloren. Sie haben mein Auto stehen gelassen und ein anderes gestohlen, mit dem sie ihre Flucht fortgesetzt haben. Einer meiner Töchter hatten sie das Handy abgenommen, und als meine Cousine dort anrief, nahm tatsächlich einer der Männer ab. „Das Blut, das ihr vergossen habt, werdet ihr niemals abwaschen können“, schnaubte meine Cousine. „Eure Untat wird euch für immer verfolgen.“ Die einzige Antwort war ein langes, höhnisches Lachen.

Nur wenige Minuten nach dem Attentat war die Polizei bei uns. Ich hatte erwartet, dass sie das Viertel abriegeln und die Einwohner befragen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Den ganzen Abend gab es keine einzige Befragung. Wir fragten uns, warum die Polizisten überhaupt gekommen waren. Und warum waren die Soldaten der UNO erst mit so viel Verspätung eingetroffen? Sie mussten die Schüsse doch gehört haben – schließlich befindet sich ihr Hauptquartier nur wenige Meter von unserem Haus entfernt. Trotzdem hat es sehr lange gedauert, bis sie kamen. Es ist ihre Aufgabe, die Bevölkerung zu schützen. Die Tatsache, dass sie praktisch unsere Nachbarn sind, hatte uns immer ein Gefühl der Sicherheit gegeben. Aber ihre verspätete Reaktion zeigte uns, dass es niemand gab, der uns verteidigen wollte.

Was sollten wir nun tun? Sollten wir in Bukavu bleiben? Sollten wir umziehen? Meine erste Reaktion war, mich nicht vom Fleck zu rühren, denn wegzugehen wäre einer Kapitulation vor den Hintermännern des Attentats gleichgekommen. Trotz der Passivität der Polizei war ich zuversichtlich, dass die Staatsanwaltschaft nach den Angreifern fahnden würde. Ich rechnete damit, am nächsten Tag Besuch von einem Staatsanwalt zu bekommen, der die Ermittlungen einleiten sollte. Aber niemand kam. Da wurde mir klar, dass wir nicht in Bukavu bleiben konnten. Man würde nicht nach den Tätern suchen und das Risiko eines erneuten Anschlags war zu groß.

Unsere ganze Familie stand unter Schock und trauerte um Joseph. Wir konnten uns kaum an den Gedanken gewöhnen, dass er nicht mehr da war. Er hatte über zwanzig Jahre lang für uns gearbeitet und gehörte zur Familie. Es war mir bewusst, dass er sein Leben für mich geopfert hatte, und ich litt darunter. Hätte er nicht so einen Radau im Hof gemacht und die Aufmerksamkeit der Attentäter auf sich gezogen, wäre die Sache für mich anders ausgegangen.

Man kann sich fragen, ob die Männer mich gar nicht töten, sondern lediglich einschüchtern wollten – warum sonst hätten sie mich am Leben lassen sollen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass man auf so kurze Entfernung sein Ziel verfehlt, besonders wenn der Schütze ein kampferprobter Killer ist. Trotzdem ordne ich die Ereignisse dieses Abends anders ein. Die Körpersprache des Mannes, der Joseph getötet hat, verriet, dass er nicht gekommen war, um mir nur ein wenig Angst einzujagen. Sein Ziel war vielmehr gewesen, mich für immer zum Schweigen zu bringen.

Ich vermute, dass die Kugeln, die für mich bestimmt waren, über mich hinwegflogen, als ich ohnmächtig zusammenbrach, und dass der Angreifer, als er meinen leblosen Körper sah, dachte, er habe mich getroffen. Dazu kam, dass unser Hof im Halbdunkel lag und sich das Ganze in einem engen Korridor zwischen Auto und Hauswand abspielte. Wie dem auch sei – für mich ist es ein Wunder, dass ich noch am Leben bin.

Übrigens nicht das erste. Ich bin schon öfter aus derartigen Situationen wieder herausgekommen. In meinem Leben gab es viele kritische Momente, die sich auf überraschende Weise gelöst haben. Eine knappe Woche nach meiner Geburt bekam ich eine schwere Infektion. Meine Mutter hatte mich schon aufgegeben und wartete darauf, dass ich in ihren Armen sterben würde. Aber das Schicksal wollte, dass uns

eine mutige Person begegnete und mich durch ihr energisches Eingreifen rettete. Meine Mutter hat immer gesagt, dass seit diesem Moment mein Lebensweg vorgezeichnet war: Ich würde mein Leben dafür einsetzen, anderen zu helfen, denn ich selbst war durch die Hilfe einer anderen Person gerettet worden.

Ich denke auch an ein Erlebnis aus dem Jahr 2004. Es war später Nachmittag und ich war gerade in meiner Privatpraxis angekommen, die ich zusätzlich zu meinem Dienst im Krankenhaus betrieb. Ich wollte gerade meine Arbeit aufnehmen, als ein Freund mich anrief und mich bat, ihn zu besuchen. Er war nur auf der Durchreise in Bukavu und plante, am nächsten Morgen nach London zu fliegen. Er wollte mich unbedingt sehen und bestand darauf, dass ich sofort zu ihm kommen müsse. Ich antwortete, dass das unmöglich sei und ich meine Patienten jetzt nicht im Stich lassen könne. Aber er gab nicht auf. Er erklärte mir, er bräuchte nur eine halbe Stunde von mir, dann könne ich wieder zu meinen Patienten zurück. Schließlich stimmte ich widerwillig zu und informierte die Wartenden, dass ich in einer halben Stunde zurück sein würde.

In diesem Moment hatte ich keine Ahnung davon, was als Nächstes geschehen würde. Kaum hatte ich das Haus verlassen, nahmen ein oder mehrere Scharfschützen meine Praxis unter Feuer. Sie befindet sich in einem Gebäude mit weiteren Artpraxen. Der oder die Schützen müssen vom Dach eines Nachbarhauses aus geschossen haben. Bei meiner Rückkehr waren alle in Panik. Eine Schwester kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zugerannt, um mir den Weg zu versperren, und rief: „Man schießt auf Ihre Praxis. Gehen Sie weg. Laufen Sie, so schnell sie können!“

Als ich später in die Praxis zurückkehrte, stand ich lange Zeit vor den Einschusslöchern in der Wand meines Arztzim-

mers. Die Schützen hatten genau den Platz anvisiert, an dem ich normalerweise saß. Die Schüsse waren aus zwei verschiedenen Richtungen gekommen: durch das Fenster links von meinem Schreibtisch und durch das Fenster, das ihm gegenüber lag. Wie sollte ich meinem Freund aus London danken? Ohne seine Beharrlichkeit wäre ich nicht mehr am Leben.

Dieser Anschlag ereignete sich zu einem Zeitpunkt, als die sexuelle Gewalt in der Region wieder drastisch zunahm. Das lag vor allem daran, dass Bukavu seit über einer Woche von einer Rebellentruppe besetzt war. Zwei ehemalige Offiziere der kongolesischen Armee waren desertiert und hatten mit ihren Truppen die Stadt eingenommen. Es kam zu Gewalttaten von unvorstellbarer Brutalität.

Als der Angriff der Rebellen begann, saß ich gerade im Büro des International Rescue Committees (IRC) in einem Meeting. Alle Fluchtwege waren abgeschnitten und wir saßen in der Falle, ohne Nahrung und Trinkwasser und ohne jede Möglichkeit, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen.

Nach drei Tagen gelang es uns, einen Hilferuf an die in der Nähe stationierten UN-Truppen abzusetzen. Kurz darauf kam eine Gruppe Blauhelme mit einem gepanzerten Fahrzeug und befreite uns aus unserer misslichen Lage. Für mich als Arzt war es befremdlich, in einem Panzerwagen zu sitzen, aber ich hatte keine Wahl. Wir fuhren durch eine verwüstete Stadt, die am Rande einer humanitären Katastrophe stand. Als wir das Lager der UN-Truppen erreichten, begriff ich den Ernst der Lage. Unzählige Zivilpersonen hatten dort Schutz gesucht, darunter viele Frauen mit einer verstümmelten Vagina. Ich blieb dort, um sie zu behandeln. Im Lager gab es mehrere Ärzte und die kleine Krankenstation wurde rasch zum Anlaufpunkt für die vielen Verletzten.

Jeden Tag kamen neue Frauen an. Der Druck war enorm. Wir arbeiteten in Schichten und operierten rund um die Uhr.

Als die Belagerung aufgehoben wurde, konnten wir einige Patientinnen ins städtische Krankenhaus verlegen, aber dessen Kapazitäten reichten bei Weitem nicht aus. Gemeinsam mit den Ärzten der Hilfsorganisation „Malteser International“ eröffneten wir ein Notkrankenhaus in der Stadt.

Am Ende des Jahres 2004 zogen wir Bilanz: Unser Krankenhaus hatte – teils allein und teils in Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen – 2500 Frauen behandelt, die Opfer sexueller Gewalt geworden waren. Zum Vergleich: Im Vorjahr hatte es etwas mehr als 1000 ähnliche Fälle gegeben.

Am Abend des 27. Oktober 2012, sechszwanzig Stunden nach dem Attentatversuch in unserem Hof, war ich mit meiner Familie auf dem Weg zum Flughafen im Norden von Bukavu. Unser Konvoi wurde zum Schutz von Soldaten der UNO begleitet. Die Schwedische Pfingstmission bezahlte die Evakuierung. Wir würden nicht nur unsere Stadt verlassen, sondern auch unser Land.

Verständlicherweise ging es mir nicht besonders gut. Ich hatte zwei Nächte lang nicht geschlafen und war voll Trauer über Josephs Tod. Ein derartig schreckliches Erlebnis weckt für gewöhnlich die Erinnerung an andere schlimme Erfahrungen in der Vergangenheit. Ich fühlte mich zweieinhalb Jahre zurückversetzt in eine Zeit, in der wir einen ähnlichen Albtraum durchlebt hatten. Damals waren ein Junge und ein Mädchen getötet worden, die für uns wie unsere eigenen Enkel gewesen waren. Die beiden waren zehn und elf Jahre alt gewesen. Der Junge hatte meinen Vornamen getragen und das Mädchen den Vornamen unserer jüngeren Tochter. Ihr Vater war ein Verwandter, um den Madeleine und ich uns seit seiner frühesten Kindheit gekümmert hatten. Seine Kinder waren sein ganzer Stolz. Sie hatten seinem Leben einen Sinn gegeben und dank ihnen blickte er hoffnungsvoll in die Zukunft.

Aber dann geschah das Udenkbare: Als die Kinder mit

ihrer Mutter unterwegs waren, wurden sie in der Nähe eines Militärstützpunkts von Soldaten angegriffen und getötet. Ich habe ihre Leichen im städtischen Krankenhaus von Bukavu gesehen: Der Junge war von einer Kugel ins Herz getroffen worden; seine Schwester hatte man mit der Machete erschlagen. Nach diesem entsetzlichen Doppelmord verlor ihr Vater jede Lebensfreude. Er wurde krank und starb zwei Jahre später.

Nun war auch Joseph tot. Ermordet in unserem Hof. Wie sollte man unter solchen Umständen nicht die Hoffnung für unsere Region verlieren? Ständig werden Unschuldige getötet. Es scheint unmöglich, die Kräfte des Bösen aufzuhalten. Und doch durfte ich nicht aufgeben, das war mir klar.

Wir wussten nicht, wie lange wir außer Landes sein würden. Vielleicht einige Monate lang? Man würde sehen. Den Kongo für immer zu verlassen war undenkbar. Hier war meine Arbeit, hier entfalteten sich die Projekte, die ich ins Leben gerufen hatte. Ich kannte die Nöte meines Landes und hätte es nicht ertragen, die Entwicklung einfach nur aus der Sicherheit und Bequemlichkeit eines westlichen Landes heraus zu beobachten. Ich sage oft: Das Einzige, was die Gewalt besiegen kann, ist die Liebe. Und noch mehr Liebe.

Wir brauchten etwas Zeit, um uns zu erholen und die Wunden heilen zu lassen, aber dann würden wir an den Platz zurückkommen, an den wir gestellt waren. Es konnte nicht anders sein.

Das Attentat ereignete sich ungefähr sechs Jahre, nachdem ich zum ersten Mal vor der UNO gesprochen hatte. Diese Rede war in vielerlei Hinsicht ein entscheidendes Ereignis gewesen. Deshalb beginne ich den Bericht über mein Leben an dieser Stelle – mit der Einladung, im Dezember 2006 vor der Vollversammlung der Vereinten Nationen zu sprechen.